Eine kleine Anbedachtheit

Skizze von Margarete Schröder.

Liane Kamenz ging aufgeregt in ihren beiden eleganten Pensionszimmern umher. Heute würde das taubengraue Auto wiederkommen, und sie konnte vielleicht noch heute das Ziel ihres Lebens, die Erfüllung all ihrer klug ausgedachten Pläne erreichen. Die Zeit war ohnehin bald zu Ende. Liane überlegte. War sie nicht eigentlich eine Hochstaplerin des Lebens, die sich ergaunerte, was andere ihres Geschlechts einem gütigen Geschick überließen? Da mußte sie lachen. Freilich, wer Zeit hatte zu warten! Der einen glückte es, aber die meisten warteten, bis sie alt wurden und verkümmerten. Aber sie, sie wußte das Geschick zu packen...

Vor einem halben Jahre noch hatte sie im Industriezentrum in einer großen Fabrik im Direktionsbüro als Sekretärin tagaus, tagein ihren Dienst getan. „Fräulein Kamenz, bitte, diesen englischen Brief übersetzen!" — „Fräulein Kamenz, hier, Abschrift nehmen und zu den dringlichen Akten!" — „Fräulein Kamenz, heute muß ich Sie bitten, länger zu bleiben..." Gewiß, man schätzte sie, ihre Arbeitskraft, ihre Gewissenhaftigkeit. Aber niemand kannte ihr Menschentum, ihr Streben, ihre Sehnsucht, auf den Höhen des Reichtums zu leben. Da fuhr nun der Direktor, für den sie persönlich arbeitete, für ein halbes Jahr nach Amerika. Für die Zeit sollte sie Aushilfsdienste tun. Da war ihr Plan geboren.

Sie hatte sich überlegt, daß sie in der kleinen Stadt doch immer nur die Sekretärin blieb. Sie mußte etwas wagen. Von der Mutter hatte sie 3000 Mark geerbt. Die steckte sie als Kapital in ihre Pläne. Sie wußte, daß sie klug und schön war; ihr fehlte nur der Rahmen. Den würde ihr Berlin bieten. Sie bat in der Fabrik um Urlaub für ein halbes Jahr.

In einer eleganten Pension des Westens mietete sie sich ein. Mit wenig Gepäck war sie nach Berlin gekommen. Ihre Bürokleider konnte sie hier nicht gebrauchen. Mit viel Geschick kaufte sie ein paar elegante Sachen. Dann suchte sie Anschluß. Auch darin bewies sie Geschick. Damen der Gesellschaft, die es nicht nötig haben, ihren Lebensunterhalt zu verdienen, arbeiten freiwillig in Wohltätigkeit. Liane spendete an zwei Stellen je fünfzig Mark. Heutzutage ein schönes Stück Geld. Der Erfolg blieb nicht aus. Eine Gräfin besuchte sie und dankte ihr; Liane wurde zu Tees, zu Gesellschaften geladen.

Hier begann ihr eigentliches Streben. Sie suchte. Einen Mann, der reich war, der ihr ein schönes Leben, Auto, Reisen bieten konnte, kurz einen Mann, der in der kleinen Stadt nicht auf sie wartete. Und sie hatte Glück. Der Generaldirektor Ronald Wachsmann interessierte sich für sie. Gewiß, er war nicht mehr jung. Aber sie erfuhr nichts Nachteiliges über ihn. Er schien es ernst zu meinen. Nun kam er schon zum fünften Male zu ihr zum Tee...

„Küß' die Hand, Gnädigste, nein, wie reizend es hier ist! Wie muß es erst bei Ihnen daheim sein!" — „Sie wissen, Herr Wachsmann, ich lebe auf Reisen. Ich habe keine Angehörigen mehr." — Liane sagte es bitter mit dünnen, zusammengepreßten Lippen. Er blickte sie an und verstummte, er hätte gern ein Wort des Mitgefühls angebracht, doch dieser Frau gegenüber kam er sich so unbeholfen vor. Inzwischen hatten sie sich gesetzt. Liane goß den Tee ein. „Und nachher fahren wir wieder ein Stück?" fragte er. — „Wie gerne! Es ist so schönes Wetter. Ich möchte oft fahren." — Er lachte. „Und ich möchte Sie am liebsten immer, immer fahren!" Er ergriff ihre Hand und streichelte sie behutsam; Liane ließ es geschehen. Er räusperte sich. „Würden Sie Ihre Einsamkeit und Ihre Wanderschaft aufgeben — für einen Mann?" Er fragte es zögernd. — „Wenn der Richtige käme!" sagte sie errötend. — Er seufzte. „Es ist nicht leicht, Fräulein Kamenz. Ich bin darüber schon alt geworden, ich bin sechsundvierzig Jahre. Erschrecken Sie nicht?" — „Ich empfinde Sie nicht als alt." — „Ich danke Ihnen." Er drückte ihre Hand. „Und trotzdem ist es schwer."

„Haben Sie Vertrauen, sprechen Sie sich aus!" — „Danke. Ja, das brauche ich jetzt. Zuerst hatte ich für Frauen keine Zeit, ich mußte Geld verdienen, in die Höhe kommen, steigen..." Er schien noch weiter schweifen zu wollen, unterdrückte es aber. „Später, wenn man sich alle Wünsche erfüllen könnte, wird man vorsichtig. Man traut den Frauen nicht recht." Sie lächelte, er sah es. „Auch Sie, natürlich, dürfen den Männern nicht trauen. Aber ich habe Zutrauen zu Ihnen. Können wir miteinander ganz offen sein? Wollen wir uns alles sagen?" — „Aber gern." Sie reichte ihm wieder die Hand. „Wie heißen Sie?" — „Liane." — „Ich danke Ihnen, Liane." Er wollte ihre Hand küssen, doch sie bot ihm den Mund.

In welcher Stimmung begann sie: „Auch mein Leben ist nicht leicht und einfach. Wozu eigentlich das alles? Was soll ich in der Welt? Immer wieder stehe ich vor der Frage, ob ich nicht einen Beruf ausüben soll..." Dabei sah Liane ihren alten Arbeitsplatz, ihren Direktor vor sich. „Doch nicht sentimental werden! Der Tag ist zu schön. Fahren wir lieber ein Stück hinaus!" Dabei strich sie über seinen Arm, und der Aermel verschob sich etwas, daß die Manschette des Oberhemdes sichtbar wurde. Lachend besah sie sich den Manschettenknopf. „Was tragen Sie für rührend altmodische Dinge, da muß ich Ihnen mal einen Freundschaftsdienst erweisen und ein Paar neue schenken. Wann haben Sie denn Geburtstag?" — Er starrte immer noch auf den Manschettenknopf. Ja, sie waren nicht einmal echt, sie hatten ihn sein ganzes Leben begleitet. Sie waren wohl sein erster Einkauf gewesen, damals, als er die ersten Stufen jener Leiter zur Höhe hinter sich hatte. Damals, als er noch daran dachte, die kleine Näherin, seine Jugendgespielin, zu heiraten.

Sie hatte ihre Frage längst vergessen, sich erhoben und kleidete sich um. Er stand auf und besah sich im Spiegel, wieder ganz Generaldirektor. Gut, daß sie die kleine Unbedachtsamkeit geäußert hatte! Er war wohl doch zu altmodisch für sie, zu gefühlsbetont. Wenn die kleine Eve, die Näherin, auch zerstochene Hände hatte, dafür besaß sie mehr Herz...

Er schaltete die höchste Geschwindigkeit ein und sauste mit seiner Begleiterin die Avus entlang. Liane sah ihn von der Seite an. Vorhin war er noch so weich gewesen und jetzt so forsch. Werde einer aus den Männern klug! Ob er wohl heute noch zu einer Erklärung kommen würde?

Sie wußte nicht, daß sie über ein Paar Manschettenknöpfe gestolpert war. Es hat ein jeder seine ganz besondere Note, eine kleine Heimlichkeit, auch ein Generaldirektor...

160 000 Mark für einen Briefumschlag.

Bei den Sammlern von Postwertzeichen erfreuen sich die Flugpostmarken in den letzten Jahren wachsender Beliebtheit. Eine Sammlung, die alle seit Bestehen der Flugpost herausgegebenen derartigen Wertzeichen enthält, sollte, wie man annehmen wird, nicht so schwer zusammen zu bekommen sein. Aber dem ist offenbar doch nicht so, wie aus einer Kaufanzeige einiger französischer Markenhändler hervorgeht, die kürzlich für den ersten auf dem Luftwege beförderten Brief die Riesensumme von 160 000 Mark boten. Ein unwahrscheinlich hoher Betrag für ein Poststück, das doch höchstens einige Jahrzehnte alt sein kann, wird man denken. Aber da steckt eben der Haken. Die erste „Luftpost", wenn diese Bezeichnung hier erlaubt ist, geht nämlich auf das Jahr 1793 zurück. Damals stieg in Philadelphia der Franzose Jean-Pierre Blanchard mit einem Freiballon auf. Mit sich führte er einen von George Washington eigenhändig unterschriebenen Brief. Während das Schreiben selbst noch erhalten ist, weiß man über den Verbleib des Umschlages nicht das Geringste. Ob das Angebot von 160 000 Mark ihn aus der Verschollenheit wieder hervorlocken wird, erscheint doch immerhin zweifelhaft. Nach mehr als einem Jahrhundert dürfte der Umschlag kaum noch vorhanden sein.

Wie man Unfälle abschafft.

Auf einer Ausfallstraße Bremerhavens hatten sich wiederholt, und zwar immer beim Kilometerstein 23,9, schwerere Autounfälle ereignet. Auf der Suche nach einer geeigneten Maßnahme, durch die dergleichen Unglücksfälle vermieden werden könnten, sind die Behörden auf das probate Mittel gekommen, den „bösen Stein" einfach zu entfernen und zu vergraben. Es ist zu hoffen, daß mit dem Wegtun des Steins auch die Unfälle abgetan sein werden. Oder

Warburger Warte

WARBURG VM.

Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 14 | **15. Februar 1933** | **7. Jahrgang**



Urheber-Rechtsschutz durch Verlag Oskar Meister, Werdau i. Sa.

18. Fortsetzung

Die Melodien aus dem Tanzsaale klangen bis zu ihm herauf. Sie sangen und schmeichelten. Das junge Volk tanzte mit einer Leidenschaft ohnegleichen, trotz der warmen, tropischen Nacht.

Markolf atmete tief die milde, feuchte Luft des Meeres ein. Wie wohl das tat! Ganz allein mit sich zu sein, nicht immer gesucht und getroffen von den Blicken der Frauen, daß es ihn manchmal wie Trotz gepackt hatte. Was wollt ihr von mir?

Früher! Ja, da hatte er sich bisweilen auch in den Strudel gestürzt, hatte sich treiben lassen. Jetzt war etwas in ihm, das sich dagegen stemmte. Trotz war erwacht, der ihn trieb, sein Leben selber in die Hände zu nehmen, alles nach eigenen Willen zu gestalten.

Seine Augen waren klarer geworden. Er vermochte das Gemachte vom Natürlichen zu unterscheiden. Wie war das alles gekommen? Hatte das jene Li vollbracht und die Enttäuschung durch sie?

Nein! Markolf lächelte.

Nicht Li, eine andere war es. Die frische, unverdorbene Toni, die mit festen Händen das Leben anpackte und mit klaren Augen in die Welt sah.

Toni!

Daß sie schön war, das war ihm noch nie so aufgefallen als heute, da er sie beim Tanze im Arme gehalten. Sie trug ein einfaches schwarzes Kleid, das ihre vollendete Figur wundervoll zum Ausdruck brachte und als einzigen Schmuck eine goldene Kette um den Hals. Ihr Antlitz wirkte in seiner Reinheit edel und anmutig. Ihre Art zu gehen, zu sprechen, war charmant und selbstsicher.

Eine Dame, den Eindruck hatte jeder von ihr, und als Dame behandelte man sie. Toni hatte wenig getanzt. Meist saß sie mit seinem Vater zusammen oder mit Meixner, mit dem sie immer wieder über das neue Gastspiel zu sprechen hatte. Sie war mit Leib und Seele dabei.

Plötzlich zuckte Markolf zusammen.

Eine Hand hatte seine Schulter berührt. Er fuhr herum und sah in Tonis liebes Gesicht.

„So in Gedanken, Herr Hollerbek?"

„Ich habe einmal verschnauft. Es ist kein Vergnügen, die ganze weibliche Besatzung des Schiffes aufs Parkett zu führen!"

„Ich enthebe Sie huldvoll der Verpflichtung — bei mir!"

„Tanzen Sie nicht gern?"

„O doch!"

„Aber nicht mit mir?"

„Warum nehmen Sie das an? Plaudern wir doch von was anderem! Wenn wir so an der Reling stehen, da müßten uns doch Gedanken überkommen, wie Unendlichkeit des Meeres, grenzenloses Gefühl der Einsamkeit beim Ueberfliegen der Wellenberge! Was? Eigentlich müßte da bei uns Deutschen die dichterische Ader platzen. Hoffentlich sind Sie kein Dichter!"

„Kein Talent dazu! Wer könnte auch neben unseren großen Hausdichter Otto Borke bestehen!"

„Machen Sie sich lustig über ihn?"

„Im Gegenteil! So was von Phantasie, verbunden mit einer geradezu gigantischen Tatkraft, gibt es nicht leicht wieder. Ein Genie! Ich ziehe gern den Hut! Glauben Sie, wenn der wollte, dieser Sportsmann durch und durch, er könnte sogar das leisten, was mein Stolz ist!"

„Sie sind zu bescheiden! Aber eins freut mich, daß Sie auch anderen Ehre widerfahren lassen, vollste, uneingeschränkte Anerkennung."

Markolf lächelte. „Wenn man Artist ist, dann hat man ein Auge für alles, was Können heißt. Artisten sind gerecht."

„Sie sind ein wenig mehr. Sie sind ein Künstler!"

„Das akzeptiere ich nicht! Wir Artisten sind Könner, nicht Künstler. Das Wort möchte ich nur auf die angewandt haben, denen die Natur das Genie in die Wiege gelegt hat."

„Ist das nicht oft beim Artisten der Fall?"

„Ich glaube nein! Als Artist wird man nicht geboren. Unser Können schafft meist nur die mühevolle Arbeit. Unser Fleiß bewirkt die Leistung."

„Fleiß! Schönes Wort! Kommen Sie, das Wort muß auch jetzt zu Ehren gelangen: Fleißig tanzen!"

„Aber erst nur mit Ihnen!"

„Nein! Wir können später tanzen! Widmen Sie sich jetzt den anderen."

„Warum den anderen? Wer weiß, was aus uns noch werden kann!"

Toni sah ihn lachend an: „Ausgeschlossen!"

„Möchten Sie mich nicht?"

Er übersah im Dunkel, wie Toni ein kleinwenig verlegen wurde. „Nein Sie sind mir zu schön, mein Lieber! Dann läuft Ihnen mal so eine extraschöne Schönheitskönigin über den Weg, und aus ist's mit der Treue! Sie müssen sich ein Mädel nehmen, das mindestens so schön ist wie Sie!"

Markolf lachte mit Toni, dann seufzte er: „So eine Eh stelle ich mir aber langweilig vor!"

* * *

Toni tanzte mit dem hageren Amerikaner Mr. Packer. De Mann war gar nicht so dämlich, wie er aussah, sonder unterhielt Toni sehr nett. Er erzählte von seiner Heimat seinem Geschäft, berichtete, daß er in sehr guten Vermögens verhältnissen lebe und schilderte das schöne Haus, das er i der Umgebung von Neuyork besitze.

„Da müssen Sie eigentlich ganz angenehm leben, Mr Packer!"

„O yes, aber es fehlt noch etwas zum richtigen Zufrieden sein!"

„Was denn?"

„Eine Frau!"

„Aber ich bitte Sie, unter Amerikas holden Töchtern wer den doch sicher Geschöpfe sein, die Sie gern heiraten möch ten."

„Gewiß, aber . . . sie gefallen mir nicht . . . und nein, nein . . . meine Frau muß eine Deutsche sein — und sie muß so aussehen, wie Sie, Miß Hardenberg!"

Dabei blickte er sie strahlend und bittend zugleich an.

Toni erwiderte lächelnd den Blick.

„Ja, wo gibt's nun noch eine, die so ausschaut wie ich?"

„Die gibt's nur einmal!"

„Soll das ein Antrag sein, Mr. Packer?"

„O yes!"

„Schade! Mein erster Korb! Sie sind ein netter Kerl Mr Packer. Ich vermag mir vorzustellen, daß wir gut Freunde sein könnten. Aber heiraten . . . nehmen Sie es mi nicht übel: dazu langt es eben nicht."

„Oh . . . wie schade!"

„Sie finden eine andere, eine viel hübschere! Verlasse Sie sich drauf! Tanzen können Sie sehr nett!"

Dabei nickte sie ihm freundlich zu. Als der Tanz zu End war, führte Mr. Packer Toni an ihren Tisch zurück.

* * *

Hollerbek sah dem Balle zu und beobachtete seinen Sohn der eben mit Toni tanzte. Meunier, der neben ihm saß folgte dem Blick.

Plötzlich sagte Meunier: „Donna Juanita Balidos wird Ihren Sohn sehnsüchtig erwarten!"

Hollerbek sah überrascht auf den Vertreter.

„Meinen Sie? Ist die Balidos immer noch nicht ver heiratet?"

„Nein! Seit ihre Eltern tot sind, lebt sie als Grande Dame in Rio und kann sich mit ihrem Riesenvermögen jede Luxus erlauben. Ich glaube aber, Sie hat Markolf noch nicht vergessen."

„Sechs . . nein sieben Jahre liegen dazwischen!"

„Was tut es! Sie ist unverheiratet und wird sicher alles daransetzen, um ihn jetzt zu gewinnen!"

„Reizende Aussicht!"

„Eine Klippe unfehlbar! Es wird aber deren noch mehr geben. Die Natur hat Ihren Jungen förmlich sehr begnadet Dieser Typ ist selten und drüben der gesuchteste. Auf ihn fliegen alle Weiber. Ihr Sohn wird sehr viel Anwert haben aber auch Gefahren finden. Man müßte ihnen begegnen!"

„Wie wäre das möglich?"

„Angenommen. Ihr Sohn wäre verheiratet! Oder verlob . . . seine Braut begleitete ihn."

„Ja aber er ist beides nicht! Da läßt sich nichts machen!"

„Doch, es läßt sich was tun! Geben Sie ihm eine Pseudo braut!"

Der alte Herr lachte hell auf.

„Köstlicher Gedanke! Und wer, meinen Sie, würde eine gute Pseudobraut sein?"

„Fräulein Hardenberg!"

Hollerbek schmunzelte. „Hm . . ich glaube, die könnte so gar noch mehr werden!"

„Wäre Ihnen das angenehm?"

„Mir? Ich heirate ja nicht! Da rede ich Markolf nich hinein. Wenn er ein rechtes Mädel findet, mir ist dann die Aermste willkommen."

„Sprechen Sie einmal mit Fräulein Hardenberg!"

„Warten wir noch ein wenig ab, lieber Meunier. Wir werden es bis drüben vertagen."

* * *

Der Zwerg Pipo, einer der originellsten Clowns des Zirkus, verspürte ein menschliches Rühren im Magen.

„Kaffeebohne," begann er und verzog den Mund von einem Ohr zum andern. „Ich habe Hunger! Mein hochwerte Magen seufzt nach Nahrungsmittelzufuhr."

Pipo setzte dem braven Familiennamen Bohne stets ei Beiwort vor, das sich nach dem Grad seiner Laune richtete War er besonders gut gelaunt, dann nannte er den Freund Kaffeebohne, war er poetisch angehaucht, dann verstieg er sich wohl einmal zu Feuerbohne, aber wehe, wenn er schlecht ge launt war, dann wurde der brave Freund zur Saubohne.

Bohne sah wie von einem Turm herunter auf den Kleinen „Dann mußt du etwas essen, mein Söhnchen! Ich schlage vor, wir gehen hinab in den Bauch des Schiffes und klopfen bei der Küche an. Man wird uns hungernde Zwischendecker nicht abwimmeln!"

Pipo nickte, und gemeinsam begaben sie sich auf die Suche Erst aber lief der Zwerg noch einmal nach seiner Kajüte und zog sich einen anderen Rock an, der sich im Aussehen nicht be sonders von dem angehabten unterschied, aber auf der Rückenseite lauter kleine Häkchen hatte.

Im Küchenreich herrschte allgewaltig und absolut Her Wilhelm Großkopf, einst kaiserlicher Hofkoch, dann Chef im Adlon und anderen ersten Häusern, jetzt Oberhaupt der Küch des „Rio de Janeiro".

Großkopf war ein Ekel.

Das behauptete einstimmig sein gesamtes Personal. Un nahbar, stolz, tyrannisch regierte er in seinem Reiche.

Auf Peinlichkeit und Ordnung hielt er. Das war schön und anerkennenswert. Aber keiner konnte es ihm recht machen.

Das Personal hatte Feierabend. Auch Großkopf war nich anwesend. Nur zwei Köche und ein paar Jungen waren noch an den Herden beschäftigt.

Als die beiden Clowns eintraten, wurden sie mit Halle empfangen.

„Kinda!" sagte Pipo, „oben is mich zu ville Betrieb! Ich dachte, jehst mit die Kaffeebohne mal in die Küche."

„Er hat Hunger!" warf Bohne ein. „Und ich auch!"

Pipo trat zum Herd, hob sich auf die Zehenspitzen und sah lüftern in eine Pfanne, in der ein prächtiges Hühnchen schmorte.

Dann blickte er zu Bohne und blinzelte ihm zu.

Bohne verstand. Er redete das Hühnchen an: „Wo willst du hin, mein Kleines?"

Prompt kam die Antwort — Bohne produzierte sich als Bauchredner —: „In Pipos Magen!"

Die Köche wollten sich ausschütten vor Lachen. Hanns Bötter, der Koch, winkte ab: „Dat geiht nich, meine Herren dat Huhn will unser Chef! Dat brate ick vor ihm."

Bohne und Pipo zwinkerten einander zu.

Sie taten, als kümmerten sie sich nicht mehr um das Huhn

Bohne machte verschiedene Scherze und Kunststückchen. Niemand bemerkte, wie das Huhn aus der Pfanne wanderte, und wie Pipo mit vollen Backen hinter Bohne kaute, keiner sah wie die Knochen in den Kohlenkasten flogen.

Bis mit einem Male der Koch in die leere Pfanne guckte Er schrie vor Schreck auf: „We ist denn das Huhn?!"

In dem Augenblick trat Herr Großkopf, der Küchenchef ein. Er runzelte die Stirn und sagte: „Was ist mit dem Huhn? Ist es noch nicht fertig? Sie arbeiten aber schnell liebes Bötter, verdammt fix, muß ich schon sagen."

„Ja aber aber ich . . ja dat geiht nich mit richtige Dinge zu! Eben war es in die Pfanne!"

Ganz ratlos sah der gute Kerl vor sich hin.

Am nächsten Herd war ein Kochjunge damit beschäftigt, Pfannkuchen zu backen. Eben tat er den letzten aus dem zischenden Fett. Die waren auch für den Küchenchef, der über einen gesegneten Appetit verfügte.

Begehrlich ruhten Bohnes Augen auf den leckeren Pfannkuchen, die lieblich dufteten.

Sein Plan war fertig. Er zerrte Pipo ein Stück mit vor daß die Pfannkuchen hinter ihnen waren.

Dann sagte er: „Hühnchen, wo bist du?"

In dunklem Baß antwortete eine Stimme: „In Pipos Magen!"

„Was?" ereiferte sich Bohne. „In Pipos Magen? Pipo . . . du hast das Huhn gefressen!"

„Nein, nein!" jammerte der Zwerg. Aber Bohne schlug auf ihn ein. Er tat natürlich nur so, als wolle er ihn verdreschen, und bei jedem Schlag verschwand ein Pfannkuchen bis der Teller leer war.

Dann schrie er in schrillem Diskant: „Fort mit dir, du Mißgeburt der Hölle! Hinaus mit dir!"

Pipo tat sehr ängstlich und retirierte sofort nach der Tür verbeugte sich ein paarmal und türmte dann. Aengstlich war er dabei bemüht, daß keiner der Köche seine Rückseite sah, denn die war mit Pfannkuchen nur so behangen.

Bohne tat immer noch entrüstet.

„Nein, das . . . das ist eine Ungeheuerlichkeit! Frißt der Kerl ein ganzes Huhn auf!"

„Ich werde das dem Käpt'n melden!" schrie Großkopf außer sich.

„Das müssen Sie! Unbedingt müssen Sie das, Herr Ober kochenküchenmeister!"

Plötzlich erklang wieder die geheimnisvolle Stimme, die Bohne als Bauchredner so wundervoll produzierte: „Wat denn, rege dir man nich uff. In den Kerl seine Wampe paßt eene Jans doch ville besser!"

Die Köche und Küchenjungen standen wie erstarrt, De Küchenchef kriegte vor Wut bald keine Luft. Er sah sich um und rief: „Wo ist der unverschämte Kerl?"

Lief dann in der Küche herum und sah in alle Winkel. An Bauchrednerei dachte er nicht.

„Der Kerl muß raus! Das melde ich! Eine Gemeinheit Heh . . ihr steht hier herum . . sucht doch mit! Vielleicht ist er dort unterm Ofen! Heh . . Junge, bücke dich!"

Der Junge folgte und kroch fast unter den hochbeinigen Ofen.

Großkopf ließ sich schnaufend auf einem Stuhl nieder. Fuhr aber sofort wieder in die Höhe, denn er hatte sich in eine Schüssel mit Apfelmus gesetzt.

Bohne hatte sie ihm unbemerkt untergeschoben.

Allgemeines Entsetzen.

Der Küchenchef bekam fast einen Schlaganfall vor Schreck und Wut. Die Köche sprangen hinzu und halfen die Kehrseite ihres Gebieters reinigen.

„Der Stuhl war leer!" schrie wütend der Chef ein- um das anderemal „Wer hat die Schüssel hingesetzt? Wer hat die Schüssel hingesetzt?"

„Kinder," sagte Bohne ruhig. „Bei euch spukt es . . hoffentlich spukt's nicht in die Suppe . . . ich verziehe mir!"

Und schon war er draußen.

„Warum schmeißt ihr die Kerle nicht gleich raus?" wetterte Großkopf. „Passagiere haben in der Küche nichts zu suchen!"

Er schnaufte ein paarmal, dann fuhr er einen Jungen an.

„Ich ich gehe jetzt zum Kapitän. Wenn ich zurück bin . . . meinen Kaffee und die Pfannkuchen will ich haben."

„Jawohl Herr Chef!" wollte der Junge sagen, da bemerkte er die leere Schüssel.

„Die Pfannkuchen sind weg!" stöhnte er auf.

„Was!" brüllte der Küchenchef wie ein hungriger Löwe „Die haben die Kerle auch geklaut? Denen werd ich es aber versalzen!"

Und eisigst stürmte er davon.

* * *

Pipo steht an Deck des Schiffes und ißt mit vollen Backen Man tut ihm nicht unrecht, wenn man sagt: er frißt.

Er wartet auf Bohne.

Endlich ist der auch da und grinst über das ganze Gesicht.

„Werden die Augen machen!" lacht Bohne, „wenn sie erst die leere Schüssel sehen."

Und er langt sich einen Pfannkuchen nach dem anderen von Pipos Rücken, der von der süßen Last allerdings einige Fettflecke erwischt hat, und gemeinsam schmausen sie.

Der erste Offizier kommt heran und beobachtet das komische Paar.

Er fragt verwundert: „Was essen Sie denn da, meine Herren?"

(Fortsetzung folgt)

Der Platzhirsch

Naturskizze von Wilhelm Hochgreve

Die Täler dampfen. Nach vielen Dürrwochen sind die Schleusen des Himmels gebrochen; drei Tage und vier Nächte ist das ersehnte Naß ununterbrochen zur Erde geflutet. Nun dürfen die verdursteten Bäche wieder toben und tollen, zum Gebrüll wird ihr wildes Lied, wo sie sich über haushohe Wände stürzen. Nebel wallen und wogen. Die ersten kalten Nächte dieses Herbstes haben mit eisigem Atem die freien Hänge und Blößen überhaucht, letzte Blüten erschlaffend, verwelkend. Nur im Schutze einer Waldwand, eines Felsens oder Wurfbodens glimmt noch roter Fingerhut. Auf den Bergwiesen aber blühen die Herbstzeitlosen, Hochzeitsschmuck für das Edelwild der Berge. Die Hirschbrunft ist im Gange.

In der großen Eberbachdickung steht wieder wie alle die letzten Jahre der starke Hirsch vom zwölften, auch vierzehnten Haupte, der Stolz dieser weiten Bergwälder, der Stolz der Forstleute vom Forstgehilfen bis hinauf zum Oberforstmeister. Dem war er schon dreimal zugedacht als Kapitalbeute. Aber der alte Haupthirsch, der schon vor drei Jahren sein zweites Zwölfergeweih trug und in dessen starke Fährte die rehschlanke Tochter des Revierförsters ihren Fuß setzen konnte, wußte allen Nachstellungen zu entgehen. In der Feistzeit, wo der Hirsch fertig im Geweih und im Haar ist und die Aesung ganz dem Wildbret und dem „Feist" zu gute kommt, wo er, seit und faul, tagsüber auf freie Flächen auszutreten keine Veranlassung hat, war der Haupthirsch in der Eberbachdickung der heimlichste von allen. Selbst der alte gerissene Hegemeister bekam ihn kaum einmal zu sehen. So fiel seine Besagung durch den Oberforstmeister jeweils immer in die Brunftzeit, denn auch den älteren Hirsch die Liebe narrt, jene Macht, die sich spielend zur Herrin über das Blut zu erheben weiß. Auch den Alten vom Eberbachtal holte sie jedes Jahr aus der weiten dichten Dickung heraus, die ihm mit ihren kleinen versteckten Wind- und Schneebruchlichtungen, mit ihren Schneisen und Suhlen zumindest für die Tageszeit außerhalb der Brunft immer genügte.

Um die Zeit, da der Laubwald wie Feuer brennt und die Schwefel glüht, da vom Nachthimmel das Locken der Regenpfeifer herabtönt, brennt in des Alten Adern ein Feuer, das keine Ruhe läßt. Dann drängt's ihn zu den Tieren, und alle Alttiere und Schmaltiere, die in der Nähe der Dickung stehen, treibt er zum Rudel zusammen, das er eifersüchtig und argwöhnisch überwacht und herrisch beisammen hält. Er ist der Platzhirsch, der Herr über alles Kahlwild rings umher, allen anderen Hirschen zum Trotz. Das unruhige, auch tagsüber nach den kräuterreichen Aesungsblößen strebende Wild nimmt auch ihn am hellen Tage mit auf die freien Flächen, ihn, den Heimlichen, der die großen Lichtungen und Schläge sonst nur im schützenden Dunkel der Nacht aufsucht. Fünfzehn Stück Wild, vier Alttiere mit Kälbern und sieben Schmaltiere, gehören zu seinem Rudel, das er oft mit rollendem Sprengruf umprescht; wo's not tut, setzt es Hiebe mit dem Vierzehnendengeweih.

Sein fast meterlanges stolzes Gewaff hält auch die Nebenbuhler fern, die gerne das Gebiet des Platzhirsches seines Rudels wegen umlungern. Aber die meisten bringt schon der Schrei des Gebieters zur Vernunft, der dröhnend, grollend aus dampfendem Geäse stößt, die Bergwände entlang rollt und das Gebraus der Wildbäche überbrüllt. Und wenn sie nicht flüchten wollen, stürmt er ihnen mit rauhem zornigen „O — o — o — o" zu Leibe, daß sie doch die Flucht vorziehen, und nun ist es der Siegesschrei des Platzhirsches, der alle anderen Stimmen in weiter Runde überherrscht. Mit dem Sprengruf umtrollt er, umsprengt er dann sein Rudel, das neugierig, auch gleichgiltig auseinander gebummelt war. „O — o — o — o" und darauf „A — u — ah, a — uh, öah": ich bin hier Herr, ich allein, ich, der Platzhirsch. Das dunkle Geweih mit den vierzehn blitzweißen Enden ist beim Schrei auf den Rücken geneigt. Als die verkörperte Urkraft der Bergwildnis steht der Hirsch auf der Höhe, und die drohende Gewalt seines Röhrens vermag unter allen Naturlauten nur der Donner eines Gewitters zu übertönen. Niemals, solange deutsche Eichen ihr Geäst recken, schrie in deutschen Wäldern eine kraftvollere, in ihrer wildschönen Rauheit erhabenere Stimme als die des roten Edelhirsches. Wer ihr in kalter Mondnacht oder auch am Nebelmorgen lauschte und gar den Anblick eines Haupt- und Platzhirsches in uriger Gebirgslandschaft zwischen Wurfböden und Granitblöcken erlebte, der kann verstehen, daß die Förster, die den Kapitalen heranhegten, nicht unzufrieden sind, wenn der hohe Herr von der Regierung den Edlen wieder einmal vorbei schießt.

Börse
Ab
beweg
Wer
zukün
Kurst
rung
Dinge
Aufla
ruhig
gerad
Geld
traue
Liebe
Jahr
wurd
ren
maß
trau
mini
Lan
des
ger
Han
präs
der
heit